

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1873) Unterhaltungsblatt**

101 (17.12.1873)

# Unterhaltungsblatt

## des Schwarzwälder Boten.

N<sup>o</sup> 101.

Oberndorf, Mittwoch den 17. Dezember

1878.

### Freunde in der Noth.

(Fortsetzung.)

Das Joarfen war wieder abgereist, erst nach Christiania zu seinen Eltern und von da nach Kopenhagen.

Im Hause des Onkels ging jetzt Alles wieder seinen ruhigen geschäftlichen Gang. Christian hatte mit kühner Hand das dem Versinken nahe Schiff vom Untergange gerettet und es wieder, ein kühner Seemann, ins rechte Fahrwasser geleitet; er hatte die Ehre der Firma bewahrt, bevor die Welt den schwarzen Miß entdeckt, und war von dem Prinzipal öffentlich als Associé anerkannt und proklamirt worden. Christian Waldmann's kühnste Hoffnung hatte sich erfüllt; er stand auf eigenen Füßen, geachtet und geehrt von seiner Umgebung wie in der großen Geschäftswelt.

Als er, ohne des Onkels Verdacht zu erregen, eine Reise unternehmen konnte, ging sein erster Weg nach Drontheim zu dem Doktor Martensen. Es war ein alter, ehrwürdiger Mann, dieser Doktor, human und verständig, ein ausgezeichnete Arzt, der Freund aller Armen. Christian wußte schon in der ersten Viertelstunde sein Vertrauen zu gewinnen. Er führte ihn zu der Kranken, die bei der Hausfrau, einer alten gebildeten Dame im Wohnzimmer saß und ruhig, theilnahmslos die Wärschen eines Strumpfes abstrickte. Sie schaute nicht einmal auf, als der Arzt mit seinem Gaste eintrat und ihn der Frau vorstellte; außer ihrem Strumpfe schien nichts weiter für sie Interesse zu haben.

Dem ehrlichen Christian krampfte sich das Herz bei diesem Anblick zusammen. Dieses stille, von keinem geistigen Funken belebte Daseyn erschien ihm viel schrecklicher als völlige Vernichtung. „Ist keine Hoffnung vorhanden, diese Juwenblüthe wieder herzustellen?“ fragte er, als er mit dem Arzt allein war.

Dieser zuckte die Achseln. „Ich hoffe von Jahr zu Jahr,“ versetzte er, „und fürchte, daß alles Hoffen vergebens ist. Vielleicht könnte eine tiefe Erschütterung, eine jähe Ueberraschung aus der Vergangenheit wohlthätig einwirken. Wissen Sie vielleicht Näheres von ihrem Kinde?“

„Es befindet sich unter meiner Obhut.“

„Das wäre Etwas,“ meinte der Doktor nachdenkend, „und doch läßt sich wenig davon hoffen, da sie im Grunde keine Ahnung von der Existenz des Kindes hat, es also auch niemals entbehrte. Früher in der ersten Zeit, auch jetzt wohl noch hat sie zuweilen lichte Momente, kurz wie ein Sonnenblick im Winter; dann hat sie wohl, wenn sie sich unbelavicht glaubte, nach ihrem Vater gesammelt und ihn in herzbrechenden Worten um seine Verzeihung angefleht, während sie von dem Kinde Nichts zu wissen schien. Wenn also dieser Vater vielleicht noch lebt und einmal gütig, liebevoll mit ihr spräche, es wäre alsdann immerhin möglich, daß der Wahn von ihr wiche und sie dem Leben, dem Glücke wiedergewonnen würde.“

Christian drückte dem Manne die Hand und schied mit dem Versprechen, auch nach dieser Seite hin sein Möglichstes zu thun.

Als Christian wieder daheim war, hielt er es nach reiflicher Ueberlegung für das Beste, die Mutter, welche in Allem so verständig war, in's Geheimniß zu ziehen und ihr von dem Familien-drama das Nothwendigste mitzutheilen. Es kam wohl vor allen Dingen darauf an, zu erforschen, ob der Onkel an den wirklichen Tod der Tochter selber glaubte oder von ihrem jetzigen Schicksal überhaupt sichere Kunde hatte, was immerhin zu bezweifeln war, da Mutter Trude's Sohn schon seit mehreren Jahren nicht heimgekommen und sich mit seinem Schiffe, Gott weiß, in welchem Weltmeere, umhertrieb. Frau Waldmann war eine verständige Frau, die Manches erkannte, was der Verstand großer Geister übersah.

Sie dankte dem Sohne für sein Vertrauen und war fest entschlossen, den unglücklichen Bruder mit seiner Tochter und folglich auch mit dem Leben auszuwöhnen, war er es doch schon halb mit der Enkelin, die ihm von Tag zu Tag theurer und unentbehrlicher wurde.

Einmal, als er besonders mild und gesprächig sich zeigte, nahm sie einen kühnen Anlauf, indem sie sehr gleichgültig fragte: „Du hast nur eine Tochter gehabt, Jakob; weiter keine Kinder?“

„Nein!“ versetzte er kurz und merklich barsch, wobei sein eben noch so freundliches Gesicht ganz finstler wurde.

Ingeborg, welche mit am Tische saß und Kartenhäuser baute, blickte ihn aufmerksam an. „Bist Du böse, weil die Mutter nach Deinem Kinde fragte, Onkel Jakob?“ fragte sie plötzlich.

Der finstlere Mann erschrad. „Ich habe keine Kinder,“ versetzte er langsam; „nur Dich allein, kleine Ingeborg!“

„Das ist schade!“ meinte das Kind; „es ist so hübsch; kaufe Dir doch eins, — meine Puppen verstehen mich gar nicht; ich habe die große, die Du mir mitgebracht hast, zu der Mutter, eigentlich zur Großmutter gemacht; sie sieht so alt aus. O, Onkel Jakob!“ setzte sie lebhaft hinzu, „ich habe noch eine Mutter, aber nur auf dem Bilde. Soll ich sie Dir zeigen? Die mußt Du mir bringen; aber lebendig; denn tobt ist sie nicht, hat Onkel Christian gesagt, er hat sie gesehen. — Willst Du?“

Jensen wurde bleich und schüttelte unwirsch den Kopf. „Zeige mir das Bild!“ stieß er kurz hervor.

Ingeborg flog rasch auf von ihrem Stuhl, während Frau Waldmann ihr besorgt nachblickte. Nach zwei Minuten stand sie wieder vor dem Onkel und zeigte ihm mit triumphirendem Gesicht jene Zeichnung, welche Olaf Joarfen einst dem alten Martin geschenkt.

Jensens Gesicht wurde jetzt aschgrau, seine zitternde Hand griff nach dem Bilde, welches vor seinem Blicke zu verschwimmen schien; dann erhob er sich mühsam und verließ schwankend das Zimmer, das Bild mit sich nehmend.

XVI.

Hinter dem schwarzen Vorhang.

Jakob Jensen blieb den ganzen Tag unstillbar. Als Ingeborg einmal an seine Thüre klopfte und leise seinen Namen rief, hörte sie, wie er drinnen mit dumpfer Stimme sprach: „Ich will nicht gestört sehn!“ worauf sie sich traurig enifernte.

Es war nach zehn Uhr Abends; Christian saß noch in seinem Zimmer voll Unruhe und Besorgniß, sonst war Alles im Hause zur Ruhe. Da öffnete sich plötzlich die Thüre, der Onkel stand auf der Schwelle, bleich wie ein Sterbender, Thränen Spuren in den trübten Augen. „Folge mir, Christian!“ sprach er leise, „doch so geräuschlos wie möglich.“ Der junge Mann war über die plötzliche Erscheinung so sehr erschrocken, daß er sich kaum zu erheben vermochte; es war ihm, als müsse der Wahnsinn auch den Onkel ergriffen haben und angstvoll starrte er ihn an, kaum im Stande, ein Glied zu regen. „Fürchte Dich nicht“, tönte es dumpf von den Lippen des unglücklichen Mannes, „oder sehe ich aus wie ein Abgeschiedener? Wollte Gott, ich wäre es, um Frieden zu erhalten, doch schreckt mich auch das Grab, bevor ich geföhnt habe, wenn es überhaupt für mich noch Etwas zu sühnen giebt.“

„Ja, ja, mein theurer Onkel!“ rief Christian, sich rasch erhebend und seine Hand ergreifend, „es giebt noch viel zu sühnen für Dich. Deine Tochter —“

„Still, nicht hier“, flüsterte Jensen, einen scheuen Blick umherwerfend, „folge mir in meinen Büferraum, dort werde ich Dir Fragen vorlegen, von deren Beantwortung der Friede meiner Zukunft abhängt.“

Christian folgte ihm mit klopfendem Herzen in jenes Zimmer mit dem schwarzen Vorhang, dessen Thüre der Dunkel von innen verriegelte. Eine Wachskerze warf ihren bleichen Schein durch den unheimlichen Raum, der junge Mann schauderte zusammen wie im Fieber, er meinte in ein offenes Grab zu schauen.

Jensen rückte ihn einen Sessel hin und ließ sich dicht an seiner Seite nieder. „Hast Du der kleinen Ingeborg dieses Bild gegeben?“ fragte er, ihm Olaf's Zeichnung haltend.

„Ja, Onkel!“ versetzte Christian mit fester Stimme.

„Hast Du es gezeichnet?“

„Nein, Olaf Jorsens schenkte es einst dem alten Martin, der es mir vererbt hat.“

„Weißt Du, wen es vorstellen soll?“

„Deine Tochter Freya, Onkel!“

„Kennst Du ihre Geschichte?“

„Ja.“

Jensen lehnte sich zurück und schloß die Augen; er glich in dieser Stellung einem Todten.

Nach einer geraumen Weile, welche Christian zur Ewigkeit wurde, öffnete er die Augen und setzte sich aufrecht. „Wem gehört der Findling?“ fragte er dann leise und mit Anstrengung, ohne Christian anzublicken.

„Es ist Freyas Tochter, Deine Enkelin, Onkel!“

„Es ist nicht, soll nicht seyn,“ stöhnte Jensen, wieder in den Sessel zurücksinkend, „Du lägst, Christian! — Nein, nein“, setzte er hastig hinzu, „Du lägst nicht, es ist ja ihr Gesicht, — ihr Lächeln, — sind ihre Augen, — ich wußte es längst. — Nicht wahr, Martin ist der Verräther, — der Alte hat mir den tödtlichen Streich gespielt, — o, er war mir nie treu —“

„Lästere den Todten nicht, Onkel!“ unterbrach Christian ihn ernst, „er war ein edler Mensch in des Wortes vollster und heiligster Bedeutung, der Dein Gewissen vor noch schwererer Sünde bewahrt hat.“

„Was wagt dieser Knabe!“ murmelte Jensen, „ist es so weit mit mir gekommen, so weit, daß mich Jeder verspotten darf?“

„Onkel!“ fuhr Christian furchtlos fort, „Du hast schwer gesündigt an den Deinen, doch Du bist ebenso schwer dafür bestraft; beuge Dein Haupt und bekenne endlich, daß wir allesamt schwache, mangelhafte Geschöpfe sind, die der Gnade und der Verzeihung täglich bedürftig sind. Und Du allein willst Dich für fehlerlos halten, willst nicht vergeben, wo durch Deine Schuld ein armes Wesen um ihr Jugendglück betrogen und in die Nacht des Wahnsinns hinabgestoßen worden ist?“

Jensen stieß einen leisen Schrei aus und packte krampfhaft Christian's Arm. „Sie ist nicht todt! man hat mich betrogen mit dieser Nachricht!“ riefte er.

„Deine arme unglückliche Freya lebt,“ sprach Christian weich, „sie lebt ein elendes Daseyn in der Nacht des Wahns, — die nur zuweilen durch ein schwaches Morgenroth des Bewußtseyns erhellt wird, wo sie nach des Vaters Anblick, nach seiner Verzeihung jammert. Von ihrem Kinde weiß die Arme nichts, da sie bei der Geburt schon wahnsinnig gewesen.“ Er schwieg, der Onkel lag in seinem Sessel mit geschlossenen Augen, schwer athmend, als ringe er mit dem Tode; angestooll blickte Christian ihn an, sollte er zu unbedachtsam gehandelt, ihn am Ende gar getödtet haben? — Entsetzlicher Gedanke!

Lange, lange währte es, bevor Jensen sich von dem furchtbaren Schläge erholte. Endlich richtete er sich auf und schaute mit wirren Blicken um sich her. Dann reichte er Christian die Hand und sagte tonlos: „Du hast mir das Gift auf einmal gereicht, mein Sohn! Ich bante Dir und beuge mich unter Gottes Hand, die schwer strafend auf mir ruht. Zum Beweise meiner vollständigen Reue folge mir hinter jenen Vorhang, den ich einst in frevelndem Uebermuthe als Brüststein Dir bestimmte.“ Er erhob sich mühsam und schritt auf den schwarzen Vorhang zu, den er an einer verborgenen Schnur zurückzog.

In zitternder Erwartung folgte ihm Christian, der kaum zu athmen vermochte vor Erregung; es war ihm, als stände er vor einem schauerlichen Geheimniß, dessen Lösung er schon seit Jahren in sich trug.

Auf einem schwarz behangenen, altarähnlichen Tisch brannte eine düstere Ampel, vor einem blutrothen Schrein, welchen Jensen

öffnete und dem er ein versiegeltes Päckchen entnahm. „Diese Papiere,“ sprach er mühsam, „sind für Dich bestimmt, mein Sohn! — Ich habe mein Bekenntniß, meine Beichte darin niedergelegt. Sie sind's, von denen ich Dir bereits bei Deiner Ankunft gesagt, — Du solltest sie nach meinem Tode erst lesen, es war Hochmuth, elende Selbstsucht, von der ich mich schon in eitler Verblendung befreit wähnte. Sieh, dieses Messer,“ fuhr er nach einer Weile gefasster fort, „es klebt Blut daran, das jetzt zu Rostflecken geworden ist. Glaubst Du, daß eine Verzeihung mit meinem Kinde diesen Rost tilgen könnte?“

„Ja, Onkel!“ versetzte Christian erschüttert, das Dolchmesser betrachtend, welches der rothe Schrein umschloß.

„Ich tappe in Dunkelheit mit diesem blutigen Messer,“ fuhr Jensen erregt fort, wobei seine Augen düster blitzten, „was wollte ich darum geben, würde mir nur ein einziger erblickender Strahl zu Theil, um mir Gewißheit zu verschaffen, ob ich oder eines Andern dämonische Hand dasselbe einst zum tödtlichen Stoße geführt. Dies, Christian, lies mit allen Augen Deines Verstandes und Herzens, vielleicht findest Du einen Faden, der mich durch dieses blutige Labyrinth zum Frieden führt.“

Christian nahm das Packet und drückte dem Onkel stumm die Hand.

„Geh' nur,“ sprach dieser hastig, „laß mich allein mit meiner Buße.“

„Geh' zur Ruhe,“ bat Christian, „Du darfst es sicherlich nach so viel Qual und Weh.“

„Nein, nein, ich finde noch keine Ruhe, — hier allein wird der nagende Wurm stiller.“

Traurig Lehrte der junge Mann in sein Zimmer zurück, wo er auch keine Ruhe fand, sondern sich sogleich an die Bekläre jener Beichte begab. „Wenn Du diese Zellen liest,“ so begann dieselbe, „werde ich nicht mehr unter den Lebenden seyn, mich treibt das Gewissen, dieses Bekenntniß einer geheimen Schuld in Deine treue, verschwiegene Seele niederzulegen.“

Nach überflog Christian jetzt die ersten Blätter, welche die Erzählung von Freya's Liebe und Schuld sehr ausführlich behandelten und in der Hauptsache mit Olaf's Erzählung genau zusammentrafen.

„Als mir der elende Franzose,“ las er weiter, „die Schande meines einzigen Kindes so frech ins Antlitz warf, da wars, als ob ein Abgrund sich zu meinen Füßen öffne und mich, meine Ehre, mein ganzes Haus im nächsten Augenblick verschlingen müßte. Daß ich keine Waffe in der Hand hatte, darauf will ich einen Eid vor Gott ablegen, doch war ich leider nicht Herr meiner selbst, als eine Stimme mir ins Ohr flüsterte: „Er darf nicht lebendig aus diesem Garten!“ Gewiß, mein Sohn! ein Anderer hat mir die Waffe in die Hand gedrückt, und dieser Andere war der Procurist Lund, welcher seitdem mein böser Geist geworden ist. Ich war halb ohnmächtig, ein Schleier lag vor meinem Blick; es ist daher möglich, daß ich selber, die schreckliche Waffe in meiner Hand fühlend, die blutige That vollbracht, den Feind niedergestoßen habe; gewiß weiß ich es nicht. Eine dunkle Erinnerung sagt mir, daß ich, durch das furchtbare Wort des Franzosen gänzlich außer Fassung gebracht, nicht einmal die Kraft zu dem sichern Stoße hätte haben können, daß ich meinen Arm ergriffen fühlte, weiter nichts. Am nächsten Morgen fand man Renard im Garten als Leiche, jenes Dolchmesser in dem rothen Schrein, das als sein eigenes recognoscirt wurde, in der tiefen Wunde. Das Gericht nahm einen Selbstmord an, und die Sache wurde nach und nach vergessen.“

Lund versäumte nicht, seine Mitwissenschaft als Waffe gegen mich zu gebrauchen, und seitdem eine geheime Herrschaft über mich auszuüben, die sich nach und nach bis zur Tyrannei steigerte. Er auch wars, der mir den Gedanken der grausam unnatürlichen Strafe für mein armes Kind einblies, die ich so kalt und herzlos auszuführen vermochte, wie er überhaupt die größte Schuld meines Elends trägt.“

Jetzt folgte jene Erzählung von Freya's furchterlicher Strafe, die wir bereits aus Martin's Aufzeichnungen kennen, die Christian rasch durchflog.

„Es ist mir furchterlich,“ fuhr Jensen in seinem Selbstbekenntniß fort, „einzugestehen, daß ich seit vielen Jahren diesem dämonischen Menschen als Spielball seiner Wünsche zu einem bestimmten

Ziel, das er beharrlich verfolgte, gedient habe, ich, der ich stolz auf meine Herrschaft, meinen fest und bestimmt ausgeprägten Willen war. Er wollte meine Reichthümer erben, diesem Ziele mußte meine Familie zum Opfer fallen, wie auch Du, armer Christ! nur das Opfer seiner schlaun Berechnung würdest, da er mich auf den Gedanken brachte, Dich kommen zu lassen, um einen Trost an Dir zu haben, im Grunde aber nur, um Dich in der Nähe desto sicherer verderben und so den letzten gefährlichen Erben aus dem Wege räumen zu können. Auch dieses Vubenstück gelang, ich ließ mich plump täuschen und behielt den Räuber als Freund im Hause, während ich meinen eignen Verwandten beschimpfte und entehrte.

„Nun war ich allein übrig; jetzt kam es einzig auf ein Testament noch an. O, ich verblendeter Thor! — hatte es bereits niedergeschrieben und ihn zum Universalerben ernannt, ohne es jedoch gerichtlich bestätigen zu lassen.

„Martin wagte es wiederholt, mich zu warnen und den Procuristen mit dem rechten Namen „Erbfleischer“ zu bezeichnen, ich drohte ihn fortzujagen, doch blieb der Stachel zurück und voll Mißtrauen beschloß ich, ihn heimlich auf die Probe zu stellen.

„Ich fingirte eine Krankheit und machte ihm die Mittheilung, daß ich mein Testament aufsetzen wolle, ließ auch einen Notar und zwei Zeugen kommen, doch nur zu dem Zweck, um mich ein Stündchen mit ihnen einzuschließen und gegen klingende Bezahlung ein heimliches Versprechen ihnen abzunehmen. In der Voraussetzung nämlich, daß Lund, von Unruhe geplagt, dem Notar oder den Zeugen auf den Zahn fühlen würde, sollten sie ihm sein Glück mittheilen. Alles geschah nach Wunsch, mein Procurist war von dieser Stunde an noch dienstwilliger und unterthäniger gegen mich als früher, ich konnte mich in keiner Weise wie häufig in der letzten Zeit beklagen. Doch war ich dabei trotz alledem doppelt auf meiner Hut und trank nicht einmal ein Glas Wasser aus seiner Hand. Es war ein ängstliches Daseyn, ich grollte dem alten Martin für seine Warnung und wurde zum Schrecken meiner Umgebung.

„Dieses begab sich vier Jahre nach Deiner Entfernung. Da verlangte ich an einem heißen Sommertage, wie Ferdinand in Kabelle und Siebe, ein Glas Limonade. Martin sollte es mir wie gewöhnlich zubereiten. Er blieb lange aus und als er endlich kam, erschien er mir so wunderbar erregt, daß mein Mißtrauen sogleich in voller Blüthe stand. „Trink, Alter!“ herrschte ich ihm zu, „Warum zitterst Du?“

„Er blickte mich wehmüthig an, ein Anderer wäre von diesem Blick entwaffnet worden, ich nicht, mein ganzes Wesen war von Groll und Mißtrauen erfüllt. „Ich trinke nicht, Herr Prinzipal!“ sprach er ruhig. „Sie dürfen es auch nicht, eine fremde Hand hat etwas heimlich hineingeschüttet. Lassen Sie es von einem Apotheker untersuchen.“

„Ich erschrock so heftig, daß ich kraftlos in meinen Sessel niederfiel. „Gistmischer!“ brachte ich endlich mühsam hervor, „Du hast es gethan, trinke oder ein Gefängniß umschließt Dich schon in der nächsten Stunde.“

„Martin blickte mich ruhig an, ich las Mitleid in seinen Augen, diese Wahrnehmung brachte mich um den letzten Rest von Vernunft. Wie ein gereiztes Raubthier stürzte ich mich auf den alten wehrlosen Mann, drückte ihn in einen Sessel nieder und zwang ihn, von der Limonade zu trinken.

„Die Hälfte war verschüttet, ruhig trank er die andere Hälfte bis auf einen kleinen Rest, setzte das Glas auf den Tisch und sagte:

„Ich weiß nicht, ob es Gift gewesen ist, was der Procurist Lund hineingeschüttet hat, als ich mich auf einige Minuten entfernte, um eine Citrone zu holen; durch das kleine Fenster in der Thür konnte ich deutlich sein Thun beobachten. Wenn ich sterben soll, will ich mich nicht grämen, es wird dann Gottes Wille seyn, nur flehe ich Sie an, Herr Prinzipal, den eigentlichen Gistmischer aus dem Hause zu entfernen, sonst sind auch Sie verloren; denn er allein ist der böse Geist dieses Hauses.“

„Er erhob sich nach diesen Worten und ging ruhig hinaus, als sei nichts Besonderes vorgefallen. Ich aber stand wie zerschmettert und fluchte der ganzen Menschheit, die mich, wie ich wähnte, an diesen Abgrund gebracht, anstatt mein Inneres zu prüfen, und den dort eigentlich Schuldigen zu sichten.

„In geheimer Angst horchte ich auf jedes Geräusch, — ob das Gift noch nicht wirkte, ob kein Arzt geholt werde. Endlich hielt ich

nicht länger aus, verließ mein Zimmer und suchte Martin auf, der in seiner Stube saß und in der Bibel las.

„Wie ist Dir, Alter?“ fragte ich barsch. „Ich bereite mich zum Sterben vor, Herr Prinzipal!“ antwortete er.

„Dieser Gleichmuth brachte mich aufs Neue in Wuth, ich stampfte heftig mit dem Fuße und befahl ihm, zum Arzt zu gehen.

„Er sah mich groß an. „Soll ich nicht lieber den Rest der Limonade zu einem Apotheker bringen?“ fragte er ruhig.

„Hole den Apotheker mir hierher!“ schrie ich zornig.

„Er erhob sich und ging, kehrte auch nach wenigen Minuten mit einem Apotheker zurück, den ich mit in mein Zimmer nahm und dem ich die Limonade zu untersuchen gebot. Er mußte sie mit nach Hause nehmen und gelobte mir strengste Geheimhaltung. Nach zwei Stunden kam er wieder und theilte mir mit, daß sich allerdings giftartige Stoffe, die jedoch nicht augenblicklich tödtlich wirken könnten, in der Limonade vorgefunden hätten. Ich schwieg und gerieth nur immer tiefer in meine Dual und Unruhe hinein.

„War wirklich Gift darin gewesen? — Ich weiß es nicht, nur so viel ist Thatsache, daß Martin von diesem Tage an krankelte und nach anderthalb Jahren starb.

„Auf seinem Todtenbette entdeckte er mir, daß Freya's Kind lebe, von Dir in den Bergen gefunden und auf Deinen ehrlichen Namen getauft worden sei.

„Diese Nachricht brach zum ersten Male das starre Eis meiner Brust, die Scham regte sich in ihrem Gefolge der Reue. Konnte der Sterbende lügen? — Nein, nein, solches zu glauben, litt selbst mein starrer Egoismus nicht.

„Mit klarem Bewußtseyn theilte er ferner mit, daß bei dem Findling sich das Verlenkreuz der Großmutter, welches meine unglückliche Freya mitgenommen, befunden habe, daß Du, mein Sohn! es in jenem geheimen Schubfache Deines Schreibtisches verwahrt und eine räuberische Hand, welche Dich zum Diebe gestempelt, es entwendet habe. „Der Procurist Lund,“ so fuhr er feierlich fort, „hatte das Geheimniß durch Peter Malmström's Frau erfahren und mochte die kleine Erbin fürchten, weshalb er das Zeichen ihrer Geburt raubte, um das Erkennen zu hintertreiben. O, lieber Herr! noch einmal, zum letzten Male warne ich Sie vor diesem schrecklichen Menschen, der nur Ihr Verderben will und dem auch ich jetzt zum Opfer falle.“

„Ich war tief erschüttert und bat ihn um Verzeihung für alles Schlimme, das ich ihm zugefügt. Er vergab mir lächelnd und bat, daß Peter Malmström bei ihm bleiben möge, bis Alles vorbei sei. (Fortsetzung folgt.)

### GOLDKÖRNER.

\*\* Sieh! alle Kraft bringt vorwärts in die Weite,

Zu leben und zu wirken hier und dort;

Dagegen engt und hemmt von jeder Seite

Der Strom der Welt, und reißt uns mit sich fort.

\*\* Mit euren ersten Häusern! — in welchen das Jeremionel, der Zwang, die Langeweile, nicht selten die Dürftigkeit herrscht!

Lessing.

\*\* Selbgedanken sind das Gift des geistigen Lebens, das in die schönsten Ideen zersäurend einfließt.

Schwarz.

### Zwei Anekdoten aus dem Leben Kaiser Paul's I.

#### 1. Zweifach belohnt.

Einst schlummerte Kaiser Paul im Lehnstuhle, nach Tische. Es war ein heißer Sommertag und die Fenster der Parterrezimmer in Gatschina standen offen. Im Nebenzimmer saßen einige Hoffräulein und flüsternten leise unter sich. Ein junger, feder Gardeoffizier, der bei den Damen sehr beliebt war, blickte im Vorbeigehen durchs Fenster und wollte eine Unterredung anknüpfen, sie bedeuteten ihn aber mit Zeichen, daß der Kaiser im Nebenzimmer schlafe. — Der Offizier sagte leise: „Verrathet mich nicht, ich werde einen Spaß machen.“ Er sah sich um, Niemand war draußen zu sehen; er schlich sich zum offenen Fenster des Nebenzimmers und ließ mit Stentorstimme den langgezogenen Schrei der Wachen hören: „Fluchai!“ — Augenblicklich sprang er dann ins Gebüsch und schlich sich unbemerkt davon. Der Kaiser fuhr aus dem Schlaf

und gerieth in großen Zorn über diesen unverschämten Streich. Die Hofdamen wollten natürlich nicht die Verrätherinnen machen, und sagten, sie wüßten nicht, wer es gewesen sei. Der Kaiser ließ den Kommandanten kommen und befahl ihm, in einer Stunde den Schuldigen herbeizuschaffen. Der Kommandant befragte alle Welt und jede Schilbwache, aber er konnte nichts erfahren. Mit Kaiser Paul's bestimmten Befehlen war nicht zu spassen, er ließ daher in der Herzensangst einen jungen Soldaten kommen und sagte ihm: „200 Rubel gebe ich Dir, wenn Du gestehst, Du seist der Schreihals gewesen. Der Kaiser wird Dir vielleicht eine Strafe dictiren; was machst Du Dir aber daraus?“ Der Soldat, ein resoluter Mensch, willigte ein, erhielt seine 200 Rubel, und genau eine Stunde nach erhaltenem Befehle war der Kommandant mit dem Soldaten beim Kaiser. Dieser hatte indessen schon alles vergessen

und sein Zorn war veriraucht. Er betrachtete den Soldaten und sagte: „Süperbe Stimme! gebt ihm 300 Rubel!“

2. Ein Kaiserwort.

Der Kaiser war eines Tages auf der Wachtparade sehr ungehalten über einen Offizier, der nicht gut zu reiten verstand. „Er soll sich auf seine Güter scheeren!“ rief er dem General zu. „Verzeihen Sie, Ew. Majestät,“ sagte der General; „es ist ein armer Mensch, er hat keine Güter!“ „Datj jesnit!“ (So gebt ihm welche!) rief der Kaiser und ritt fort.

Diese Antwort war kaiserlich sowohl als originell, denn er, der Kaiser, hatte es einmal ausgesprochen, es mußte beim kaiserlichen Worte bleiben. Und der Offizier erhielt demnach seine Güter, um sich auf dieselben zurückzuziehen.

Ein Tag in Jeddo.

Nach einer wahren Begebenheit aus dem Jahre 1870.

Der Kaiser von Japan winkt in Gunst  
Den kundigen Offizieren:  
„Wohlan, Ihr Herren! Zeigt mir die Kunst  
Und lehrt mich telegraphiren!“  
Feldtelegraph,  
Nun halt dich brav,  
Und spanne den Faden in Park und Zell,  
Und spinne eine heimliche Hauberwelt  
Um Kaiserpalast und Garten,  
Wo die Großen des Reiches warten.  
Sie saßen unter dem lustigen Dach  
Im Garten, die Excellenzen,  
Sie saßen aus dem Kaisergemach  
Den Faden fliegen und glänzen.  
Da that es Schril!  
Das Zeichen! Still!  
Sie stehen und horchen auf schwebendem Fuß:

„Der Kaiser entbietet Euch gnädigen Gruß.“  
Sie neigen und beugen sich nieder,  
Und grüßen in Ehrfurcht wieder.  
Da that es noch einmal. Der Kaiser dikirt  
Die Antwort auf ihr galantes  
Dankkompliment. „Nun telegraphirt  
Geschwind etwas Amüsantes!“ —  
O Schrecken und Noth!  
Welch' ein Gebot.  
Sie stehen und stuzen und starren sich an, —  
Es tritt der Eine zum Andern heran:  
Weiß Niemand hier, was witzig,  
Und respektvoll ist und nicht spitzig?  
Da sprach ein jung unbärtiger Held:  
„Mir ziemt das Schmelzen vor Allen.  
Trotzdem, Ihr hohen Herr'n im Zell,  
Mag Euch mein Rath nicht mißfallen:

Ew. Majestät,  
Wir gedenken spät  
Noch lustig zu seyn bei dem herrlichen Wein,  
Den uns Euer Huld und Gnaden verleihn!“  
Da riefen sie Alle: „Du Weiser,  
Das ist ein Witz für den Kaiser!“  
Und fröhlich sah der Kaiser barein.  
Er sprach zum glücklichen Ende:  
„Nehmt hin den funkelnden Kaiserwein,  
Den ich zum Dank Euch spende.“  
Er hob sein Glas  
Mit edlem Raß:  
„Heil Dir, Du neuer gewaltiger Geist,  
Der die Götzen der Thorheit herniederreißt.  
O komm und senke die Schwingen,  
Und Deinen Frühling zu bringen!“  
Hugo Gaeble.

Die Nagelprobe.

Seit länger als einem Jahrtausend ist die Zähigkeit und Reigung unserer Landleute, riesige Quantitäten geistiger Getränke zu vertilgen, sowie die damit verbundene Trunklaune unverschämlich gewesen und geblieben. Seit uralter Zeit gilt es als unhöflich und taktlos, beim Gesundheitstrinken einen Rest im Glase zu lassen. Dies lehrt uns ein Schluß, welches den ersten Dezennien des 17. Jahrhunderts entstammt:

So hatten es auch  
Die Alten im Brauch,  
Wenn sie vor Jahren  
Kein lustig waren.  
Sie schenkten voll ein  
Und trunken so rein,  
Daß man das Glas von oben  
Konnt auf den Nagel proben:  
Das war zu loben!“

Dies hieß „die Hartneige“. Wie zeitgenössische Autoren versichern, bediente man sich dazu „mächtiger, ungeheurer Becher“, auf welchen man oft zum Andenken an „mächtige Süffe“ die Namen der Hüllbringer solcher anbrachte. Oft erging es bei großen Gastgeboten dem Mächtigsten schlecht, der sich außer Stande sah, „Bescheid zu thun“ — so wurde z. B. ein Herr von Zastrow, weil er es 1641 an einer Tafel ablehnte, den Zutrunk eines preußischen Edelmannes zu erwiedern, in dem darob ausgebrochenen Duell erstochen.

Verschiedenes.

Franklin, der Welt- und Menschenkundige sagt: „Behandeln Sie Ihre Gattin stets mit Achtung, dies wird Sie selbst nicht bloß bei ihr, sondern auch bei Allen, welche es bemerken, in Ansehen setzen. Brauchen Sie nie, selbst nicht im Scherze, einen verächtlichen Ausdruck gegen sie. Verachtung im Scherze, ein paar Mal ausgebeißt und zurückbekommen, endet sich nur zu leicht in ernstlichem Verdrusse oder in kalter Gleichgültigkeit. Seien Sie fleißig in Ihrem Geschäfte, sparsam, mäßig und immer der Tugend getreu und Ihre Gattin wird Sie stets lieben und ehren.“

Maritätenkästlein.

Ein Bäcker in einer gewissen Stadt, den man, weil er

neben einem Gasthause wohnte, der einen Dörsen im Schilde führte gewöhnlich den „Dörsenbäcker“ nannte, wurde eines Tages vor Gericht gerufen, wo ihn der Amtmann barisch fragte: „Ist Er der Dörsenbäcker?“ — Der Bäcker stellte sich, als höre er nicht, und der Amtmann wiederholte die Frage mit verstärkter Stimme. — „Verzeihen Sie, Herr Amtmann, ich höre etwas schwer,“ bemerkte der Bäcker und stellte sich dicht neben den Amtmann, der ihm nun in die Ohren schrie: „Ich frage, ob Er der Dörsenbäcker ist?“ — „Nein, Herr Amtmann,“ erwiederte der Bäcker ganz gelassen, „ich bin nur der Bäcker neben dem Dörsen.“

„Sie sind angeklagt, sich ohne Arbeit herumzutreiben; warum arbeiten Sie nicht?“ — „Weil ich dann Einkommensteuer zahlen müßte!“

Doggyrhyth.

Drin wohnt Arm und Reich;  
Macht du hart, was weich,  
Brennt's im Ofen gleich.

Charade.

Hast strebend Etwas du erreicht,  
Dann waren erste Beiden  
Wohl nimmer zu vermeiden.  
Das letzte Paar, annähernd, gleicht —  
Hab's Brücken auch und Steege, —  
So ziemlich einem Wege.  
Das Ganze hält man manchmal gern  
Extremen gegenüber;  
Es bleibt der Hebertreibung fern  
Und will Vermittlung lieber.

J. A. Tr.

Auflösung der Räthsel in der vorigen Nummer:

1) Donau. 2) Gas — Gans.

Bon den Jahrgängen 1861, 1863, 1864, 1865, 1866, 1867, 1868, 1869, 1870, 1871, 1872 des Unterhaltungsblattes erlassen wir den bevorstehenden Jahrgang zu dem billigen Preis von 1 fl. und von den gemäßigten Jahrgängen zu 12 kr. Die Bestellungen auf diese älteren Jahrgänge wollen direkt bei der Redaktion gemacht werden, worauf solche gegen Postnachnahme versendet werden.

Verlag, gedruckt und verlegt von W. B. Brandes.